

Dominique Barthélemy, La chevalerie. De la Germanie antique à la France du XIIe siècle, Paris (Fayard) 2007, 522 S., ISBN 978-2-213-62284-2, EUR 26,00.

rezensiert von/compte rendu rédigé par
Joachim Ehlers, Berlin

Muss man eine Geschichte der Ritterschaft bei den Germanen des Tacitus beginnen? Man muss, wenn man wie Dominique Barthélemy davon überzeugt ist, dass die gegenwärtig noch herrschende Theorie von der »Erfindung der Ritterschaft« (»l'invention de la chevalerie«) um 1100 in Frankreich allzu sehr von Nationalstolz und ideologischen Interessen genährt worden sei, um als historische Wahrheit akzeptiert zu werden.

Der Ansatz dieses Buches ist demnach zum einen ideologiekritisch, zum anderen aber entschieden dekonstruktivistisch und wendet sich gegen eine angeblich dominierende Vorstellung, der zufolge Ritterschaft im wesentlichen aus Mäßigung barbarischer Verhaltensweisen und Gerechtigkeitsliebe bestanden habe, Tugenden, die Kirche und Dichtung vermittelt hätten und bei deren Beschreibung man die inneren Widersprüche der Adelsgesellschaft konsequent missachtet habe. Zwischen der brutalen Gewaltbereitschaft fränkischer Invasoren und ihrer vom Lehnswesen geprägten Nachfolger einerseits und der Ritterschaft seit dem 11./12. Jh. andererseits dürfe man jedoch keinen zivilisatorischen Qualitätssprung annehmen, denn besonders gegenüber den Bauern seien die Ritter wie in alten Zeiten als hochmütige Unterdrücker aufgetreten, obwohl sie sie doch zu verteidigen vorgaben: »La chevalerie n'est qu'un aspect, parmi et après d'autres, de la domination féodale« und keineswegs das Resultat einer »idée d'une confrérie de justiciers désintéressés, épris de réforme sociale« (S. 11).

Die hier als revisionsbedürftig skizzierten idealisierten Ritterbilder mögen nach wie vor populär sein, wissenschaftlich sind sie längst erledigt; es geht vielmehr um die Frage, auf welcher historischen Basis und unter welchen Rahmenbedingungen das gesellschaftliche Phänomen der hoch- und spätmittelalterlichen Ritterschaft mit ihrem spezifischen Selbstverständnis entstanden ist, welche Kräfte dabei im Spiel waren, welche militärische, gesellschaftliche und intellektuelle Wirkung von ihr ausgegangen ist, wie sie sich im Alltag bewährte und darstellte. Auf diesem Feld hat die internationale Forschung mittlerweile so viel geleistet, dass Dekonstruktion schon sehr gut begründet werden muss, um nicht ihrerseits nur populär zu sein.

Barthélemy möchte ein Modell entwickeln, geht vom ersten nachchristlichen Jahrhundert aus und führt ein Hypothesengebäude vor, das einer »chevauchée téméraire« durch die Jahrhunderte gleicht, ein Angebot »pour le public cultivé et les étudiants, de prendre ou reprendre goût à un passé médiéval que les livres de Georges Duby ont tant fait pour rendre vivant« (S. 13). Deshalb möchte er den Leser zunächst davon überzeugen, dass seit dem 8. vorchristlichen Jh. bei Kelten und Germanen eine Aristokratie von Reiterkriegeren das Feld beherrscht habe, die wesentliche Merkmale des Lehnswesen

und der Ritterschaft schon aufwies. Dabei (wie allzu oft auch im Folgenden) ist das Buch so geschrieben, als ob sich zwischen seinem Verfasser und den angeführten Quellen ein leerer Raum dehne, ödes, von der Forschung offenbar gänzlich unberührtes, weites Land; Barthélemy setzt einen germanischen Adel voraus, ohne die in den letzten Jahrzehnten oftmals gestellte Frage nach den möglicherweise entscheidenden römischen Impulsen für die Entstehung einer westeuropäischen Aristokratie zu diskutieren, obwohl das sehr einfach gewesen wäre, hat Karl Ferdinand Werner doch entsprechende, quellen- und forschungsbasierte Überlegungen 1998 in französischer Sprache publiziert («Naissance de la noblesse. L'essor des élites politiques en Europe», vgl. Francia 26/1 [1999], S. 280–283). Dieses Buch ist zwar in der Bibliographie angeführt, hat aber weder in Barthélemys Text noch in den Anmerkungen Spuren hinterlassen. Deshalb sind ihm so freie Verbindungen der Begriffe möglich, dass die bei Tacitus (Germania c. 13) erwähnte Übergabe von Schild und Speer an die der Kindheit entwachsenen jungen Männer zum »adoubement germanique« werden kann (S. 21). Analogiebildungen durch überdehnte Begriffe sind aber wenig sinnvoll und letztlich irreführend, denn die wohl um 1100 in Frankreich entstandene Schwertleite hat zwar gewisse Wurzeln in archaischen Initiationsriten der Waffenübergabe, gewinnt ihre spezifische Bedeutung aber aus einem christlichen Kontext; sie wird alsbald mit der Übergabe des cingulum militare verbunden, des Rittergürtels in der Nachfolge des Gürtels der römischen Soldaten seit dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, was wiederum die christliche Bedeutung von miles, militia und militare voraussetzt.

Das alles enthält Barthélemy seinen Lesern zunächst vor und arbeitet sich auf diese Weise von den Zeiten des Tacitus bis ans Ende der Merowingerzeit, betrachtet die Kriege des hohen und späten Karolingerreiches, die folgende Periode der von Aquitanien ausgehenden Gottesfriedensbewegung und die Veränderungen im Herrschaftsbereich der Herzöge der Normandie zwischen 1035 und 1135. Entscheidend ist sein 5. Kapitel («Vers une chevalerie plus chrétienne?«), in dem die Frage nach dem wahren Einfluss der gregorianischen Reform auf die westeuropäische Zivilisation aufgeworfen und kritisch beantwortet werden soll: Einer vermeintlichen Milderung der Konflikte innerhalb der Christenheit habe die effektive Brutalisierung gegenüber Juden und Muslimen entsprochen. Die von Barthélemy angebotene Charakteristik der Kirchenreform hätte von Heinrich IV. als Polemik gegen Gregor VII. oder von Bismarck im Kulturkampf formuliert werden können: »Elle consiste à soumettre davantage le clergé au pape et les laïcs au clergé« (S. 232) und passt in ihrer reduktionistischen Qualität zu der Behauptung, der Waffensegen sei eher ein Produkt des Aberglaubens als der Moral gewesen, habe den adligen Krieger die Gewissheit geben sollen, unter dem Schutz einer übernatürlichen Macht zu stehen. Barthélemy bezweifelt grundsätzlich, dass die Kirche gewaltmindernd wirken konnte und postuliert ein neues, die Macht ausgewogen teilendes Gleichgewicht zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt. Niemals habe die Kirche den Rittern feierlich eine bisher unerhörte Mission »d'aide aux faibles et de réforme sociale« übertragen, es sei vielmehr bei Variationen karolingischer Herrschaftsvorstellungen geblieben, und niemals sei die Ritterschaft »une véritable institution chrétienne« gewesen (S. 243). Insofern müssten Gottesfriede

und Kreuzzug als zwei Seiten derselben und noch dazu sehr alten Medaille angesehen werden, nämlich als Mittel zur Ablenkung der Aggressivität vom Inneren der eigenen Gesellschaft auf äußere Feinde; so aber habe man es schon in der frühen Merowingerzeit gehalten und insofern nichts Neues geschaffen.

Die Entstehung der Ritterorden wird sehr kurz (knapp 2½ Seiten) und auf das Beispiel der Templer eingeschränkt behandelt, gestützt allein auf Arbeiten von Alain Demurger und Jean Richard unter Missachtung der internationalen Forschung zu einem Komplex, der für Entwicklung und Selbstverständnis der Ritterschaft in vieler Hinsicht entscheidend gewesen ist. Das darf man bedauern, denn zu Höfen und Turnieren bringt Barthélemy manch gute Quellenanalysen, hat auch Recht mit dem Hinweis, dass Rituale wie die Schwertleite Gottfrieds Plantagenêt wohl in erster Linie »une invitation à gagner l'estime des autres chevaliers« gewesen sind (S. 319), die Ritterschaft in ihrem Wertebewusstsein wesentlich um sich selbst kreiste, aber so originell wie er sie vorträgt, ist auch diese Einsicht nicht und zur Erforschung eines weiteren zentralen Punktes, der »invention de l'amour courtois«, der Dichtung mit ihrer ebenso aussagekräftigen wie diffizilen Form-, Motiv- und Rezeptionsgeschichte (S. 407–464), hat außer Jean Flori, Jean Frappier, Charles Méla und glücklicherweise jetzt Barthélemy offenbar niemand etwas Brauchbares beigetragen.

Übertriebene Askese hinsichtlich der Auseinandersetzung mit bisheriger Forschung und deren immerhin nicht unbeachtlichen Ergebnissen empfiehlt sich aber vor allem dann nicht, wenn man ein Thesengebäude forciert plausibel machen will. Gewiss sind Freiheitsdrang und ein hohes Bewusstsein der Individualität bekanntermaßen herausragende Merkmale der Ritterschaft, ablesbar an ihrer generellen Unfähigkeit zum Kampf in der Formation. Ob man diese Abneigung gegen eine als römisch charakterisierte Disziplin aber auf unausrottbar weiterwirkende germanische Freiheitsliebe zurückführen darf, ist mit Barthélemys Methode nicht zu erweisen. Über weite Passagen entsteht der Eindruck, dass es in diesem Buch aber primär gar nicht um die Ritterschaft geht, sondern um die Präsentation weiterer Argumente zugunsten Barthélemys oft geäußerter Ansicht, dass es die in Frankreich breit verhandelte »mutation de l'an mil« nicht gegeben habe, dass Klerus und Ritter vielmehr gemeinsam ihre Vorrechte auf dieselbe Weise verteidigt hätten, wie das schon viel früher der Fall gewesen war.